

Streitfall Garnisonkirche. Das Gegeister von Potsdam

Versöhnung wurde Ostern gepredigt bei der Turmweihe der Potsdamer Garnisonkirche. Von wegen. Über den Trümmern von Preußens Militärtempel tobt ein Streit.

Da war so viel von Versöhnung die Rede, als am Ostermontag die Kapelle im rekonstruierten Kirchturm der Potsdamer Garnisonkirche eingeweiht wurde. Und was ist? Das Gegenteil. Ausgesprochen unversöhnt standen währenddessen die Protestierenden vor dem protestantischen Gotteshaus. "Sprengen den Scheiß!", stand sogar auf einem Schild, und das ist keine selten zu hörende Forderung.

Da jeder, der nicht in Potsdam ansässig oder mit dem Thema Garnisonkirche bereits sehr vertraut ist, bis hierhin garantiert meint, schon mindestens zweimal Garnisonkirche gelesen zu haben, ganz einfach weil man nun ein einmal dazu neigt, ein Fugen-s einzufügen, wo in der deutschen Sprache eins erwartet werden darf: falsch. In Potsdam heißt es Garnisonkirche ohne s. Es hilft die Vorstellung, dass hier nicht die Garnison die nähere Bestimmung für die Kirche ist, sondern die Kirche für die Garnison; dann spricht es sich einfacher. Es führt einen nebenbei auch ins Zentrum des Streits. Es war nun einmal die Militärkirche Preußens, Kulisse für den Handschlag Hindenburgs mit Hitler am "Tag von Potsdam", Weltkriegsruine, Gegenstand von Abrissbrigaden der DDR, dann von Wiederaufbauinitiativen mit Beteiligung militärischer Traditionsbünde aus Westdeutschland. Das Konfliktpotenzial liegt auf der Hand.

Den Feldaltar wieder in religiösen Dienst zu nehmen, sei fatal

Das Wort Versöhnung hatte bei dieser Gemengelage speziell auch der für Kapelle zuständige Pfarrer Jan Kingreen viel beschworen bei der Weihung. Das hat ihm jetzt ein Beschwerdeschreiben aus dem "Lernort Garnisonkirche Potsdam im Kunst- u. Kreativhaus Rechenzentrum" direkt nebenan eingebracht, und weil dieser Brief ein "offener Brief" war, ging er zugleich an die Presse. Die Betreffzeile lautet: "Feldaltar und Versöhnung" (sic!). Man muss solche Fahrigkeiten als Ausdruck authentischer Empörung lesen. Und das ist deswegen erwähnenswert, weil die Gegensätze, mit denen es Potsdam da gerade zu tun hat, bis tief ins Habituelle und sogar ins Schriftbild reichen.

Man hat unmittelbar vor Augen, wie sich einige der Betreiber des Wiederaufbaus pikiert die innerlich, oft aber tatsächlich auch äußerlich getragene Uniform glatt streichen angesichts dieser aufgetragenen Zeilen. Schon dass im Briefkopf der "Lernort" groß-, die "garnisonkirche" aber kleingeschrieben wird, wobei der Buchstabe i keinen Punkt hat, was man ja sonst nur aus Turksprachen kennt, dürfte als die Provokation gelesen werden, als die es vermutlich auch gemeint ist. Diesen "Lernort" muss man sich sozusagen als aufklärerischen Gegenentwurf zur Resakralisierung des wiederaufgebauten Turms vorstellen. Die Einrichtung firmiert als "Projekt der Martin-Niemöller-Stiftung Wiesbaden und der Universität Kassel" in Person des dort lehrenden Architekten und Architekturtheoretikers Philipp Oswalt, der sich als aktivistischer Kritiker von Rekonstruktionsprojekten wie dem Berliner Stadtschloss einen Namen gemacht hat, bei dem die Freunde preußischer Fassaden ohnehin gern das Gesicht verziehen.

Viele in diesem Lager vertreten ja die Auffassung, dass das äußere Bild, in diesem Fall das Stadtbild, das Entscheidendere sei, ähnlich wie Haltung oder Manieren, und einen jeweils adäquaten Inhalt dann schon nach sich ziehen werde. Dort daher nun sicher auch viele hochgezogene Augenbrauen bei der Feststellung, dass das Schreiben von Oswalt und seinen Mitstreitern versehentlich auf den Februar 2023 datiert und der Garnisonkirche in der Adresszeile zur Abwechslung mal ein verniedlichendes Fugen-l spendiert wurde: "Garnisonlkirche".

Aber all das kann den inhaltlichen Vorwürfen kaum die Wucht nehmen, denn die sind grundsätzlich: Den sogenannten Feldaltar der Kirche nicht dem Deutschen Historischen Museum zu überantworten, sondern wieder in religiösen Dienst zu nehmen, sei fatal, auch wenn er, wie der Pfarrer versprochen hat, künftig nicht mehr dazu benutzt werden soll, "widerrechtliche Kriege zu segnen", sondern eben für: Versöhnung. Der Versöhnungsgedanke, wie er von Wiederaufbaustiftung, Fördergesellschaft und Kirchgemeinde hier propagiert werde, sei aber eine "Deckerzählung, mit welcher die Geschichte des Ortes und die Verantwortung der Institution Kirche kaschiert, beschönigt und verdrängt wird".

Eine Selbststilisierung als Opfer vermeintlich unnötiger Bombenangriffe der Briten unmittelbar vor Ende des Weltkriegs wird angeprangert. Da aber diese Selbststilisierung als Opfer nicht aufgehe, könne man als Täter erst recht nicht einfach Versöhnung proklamieren. Es wird schließlich die Frage gestellt, was der salbungsvolle Begriff überhaupt bedeuten solle, wenn der Vorsitzende der Fördergesellschaft mal davon spreche, die rekonstruierte Kirche solle ein Ort der "Versöhnung mit der eigenen deutschen Geschichte" sein, dann wieder pastoral "Friedens- und Versöhnungsarbeit" für die Zukunft verspricht, zwischendurch aber auch ein "Forum" für die "Versöhnung zwischen Opfern und Tätern in der DDR" bieten will ... Der Brief geißelt eine "Erinnerungskultur der Entkonkretisierung". Die "Idee der Versöhnung" wird jedenfalls "als Motto für den wiederaufgebauten Garnisonkirchturm" hier abgelehnt. Abschließend jedoch: "Herzlich laden wir Sie zu einem Gespräch im Kunst- und Kreativhaus Rechenzentrum ein, gerne aber kommen wir auch zu Ihnen."

Das wiederum ist insofern hübsch, als es wirklich sehr kurze Wege bedeutet, denn beide Gebäude sind praktisch ineinander verkeilt. Man könnte auch sagen: Die Unmittelbarkeit der Nachbarschaft ist direktester Ausdruck des Konflikts. "Sprengen den Scheiß!" war nämlich immer das, was eigentlich die Freunde der Garnisonkirchenrekonstruktion, wenn nicht auf Plakaten, so doch auf den Stirnen stehen hatten, wenn es um den Zweckbau des DDR-Rechenzentrums ging, der Anfang der Siebziger zum Teil auch über dem Grundriss der 1968 endgültig weggerissenen Kirchrüine entstanden war. Deswegen ja bisher überhaupt nur der wiedererrichtete Turm und nicht die ganze Kirche.

Potsdam - sind das Neupreußen in Tweedsakkos oder Autochthone in Anoraks?

Der Oberbürgermeister Potsdams, als Sozialdemokrat ganz Mann des Ausgleichs, hatte vor einigen Jahren verfügt, dass beide nebeneinander bestehen sollten: Der DDR-Bau dürfe als "Kreativzentrum" weitestgehend stehen bleiben und müsse nur der Neuerrichtung des Kirchturms als "Versöhnungsort" Platz machen. Das war salomonisch gemeint, verstetigt aber natürlich den Konflikt und den Ärger beider Seiten, es bündelt ein altes Potsdamer Thema sozusagen seitdem auf wenigen Quadratmetern.

Seit den Neunzigerjahren kommt aus dem Süden und dem Westen der Bundesrepublik regelmäßig die Frage, was das eigentlich sei da oben mit diesem Potsdam. Die große Potsdam-Geschichte hat sich seitdem geradezu zu einem eigenen journalistischen Genre entwickelt. Immer wieder las man von zugezogenen Westdeutschen in Tweedsakkos, die hier ein Schauspiel neupreußischer Bürgerlichkeit aufführten, im Zweifel sicher auch nichts dagegen hätten, für ostelbischen Adel gehalten zu werden, und andererseits Autochthonen in Anoraks, skeptisch gesinnt und von einer Vergangenheit in Grenznähe mit Schießbefehl und Stasi-Hochschule geprägt. Man sah stets Bilder von Villen am Wasser (die eigentlich alt waren, aber nach der Sanierung grundsätzlich ebenfalls aussahen wie Rekonstruktionen), und man sah im Kontrast dazu Plattenbauriegel - oder eben das Rechenzentrum, wie es den barocken Wiederaufbau des Stadtzentrums stört ...

Selbstverständlich ist beim näheren Hingehen und Hinsehen alles viel - und zwar sehr viel - komplexer, sind die Konfliktlinien unübersichtlicher, erweisen sich auf einmal eher sogenannte Wessis als Anhänger der DDR-Moderne, und Eingeborene freuen sich über den schönen, weißen Neubaubarock. Aber inzwischen beschwören leider linke Kritiker den vermeintlichen "Geist von Potsdam" fast

obsessiver als die rechten Anhänger des Preußenerbes selber - so als wäre das ein ortsansässiges Gespenst, das zwanghaft im Morgennebel aus den Seen steigt. Solche Potsdam-Phobien haben leider selbst etwas raunend Essentialistisches. Auch was die "Remigrations"-Konferenz in diesem Landhaus bei Potsdam neulich betrifft, folgende These: Wenn der angestrebte Regierungssitz noch in Bonn läge, hätte die stattdessen auf irgendeiner Feinschmeckerburg in NRW stattgefunden.

Von dort, aus einer Bundeswehrekaserne in Iserlohn, kam schließlich auch die Idee, die Potsdamer Garnisonkirche einst wieder aufzubauen und mit ihrem Glockenspiel schon mal anzufangen. Niemand anderes als Philipp Oswald beschreibt die ganze Geschichte mit all ihren oft weit rechts außen siedelnden Protagonisten ausführlich in seinem neuen Buch. ("Bauen am nationalen Haus. Architektur als Identitätspolitik", Berenberg Verlag Berlin 2023; das etwas unsinnige Vorwort von Max Czollek am besten überblättern, danach wird es lesenswert.) Es ist tatsächlich auch die Geschichte einer Radikalisierung der Lager. Absehbar, welche Partei sich auch dieses Themas mit Freuden annehmen wird bei den anstehenden Kommunalwahlen in Brandenburg.